

Christiane Florin
Trotzdem!

Christiane Florin

Trotzdem!

*Wie ich versuche,
katholisch zu bleiben*

Kösel

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Copyright © 2020 Kösel-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlag: Weiss Werkstatt, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37255-3
www.koesel.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Inhalt

Ich bin ein Schaf, holt mich hier raus	7
Im Anfang war das Nein und das Nein war bei Marx – Das MHG-Beben	22
2010, 2018, 202 ... – Déja-vü-Erlebnisse	43
Unsere Schafsgeduld, unsere Schuld	69
Macht gibt es nicht. Im Reich der Bescheidenheitsbrutalität	77
Kein Sex, davon aber viel	99
Von Wollust, Weibern und Wahrheit	121
Mein Wille geschehe. Katholische Streitkultur	143
Sind wir Kirche?	159
Was vom Glauben übrigbleibt	166
Literatur	174

Ich bin ein Schaf, holt mich hier raus

Dieses Buch besichtigt eine Sonderwelt. Dort tragen Männer Kleider, mit Gold und Spitze. Es riecht nach Weihrauch und nach Schaf. Der Weihrauch duftet zur Ehre Gottes. Was Gott ist, lässt sich an dieser Stelle nicht klären. Von Weitem betrachtet, bewegen sich die Schafe in einer Herde. Aus der Nähe besehen, bewegen sich einige schnell, einige langsam, einige gar nicht. Manche sind nur schemenhaft zu erkennen. Die Felle sind unterschiedlich dick. Männliche und weibliche Schafe laufen mit. Wer länger hinschaut, erkennt irgendwo vor, mitten in und hinter der Herde Männer in besonders goldig bestickten Kleidern. Sie tragen eine spitze Mütze. Diese Männer werden Hirten genannt. Manchmal haben sie einen Schäferhund dabei.

Es gibt mehr weibliche Schafe als männliche, aber die Hirten kennen die weiblichen nicht so gut. Mutterschafe haben sie am liebsten.

Diese Sonderwelt hat eigene Rituale, es gilt ein eigenes Recht. Strenger als ein Schaf riechen kann, dürfen Hirten handeln. Sie haben immer recht, denn sie machen die Gesetze, über die sie wachen.

Was sehr besonders ist: Auch Hirten waren einmal Schafe. Gott selbst hat ihnen gesagt, dass sie aus der Herde herausragen. Das nennt man Berufung. Nur männliche Schafe können diesen Ruf hören, bei weiblichen muss es Einbildung sein. Wenn ein hoher Hirte einem werdenden Hirten die Hand auflegt, nennt man das Weihe. Dieses Ritual zeigt den Schafen drumherum: Der ist keiner

mehr von euch, der passt jetzt auf euch auf. Wenn die Weihe wirkt, kann der Hirte unterscheiden, was richtig und was falsch ist. Dabei hilft ihm der Heilige Geist. Dass der versagt, ist ausgeschlossen.

Hirten wissen durch die Weihe immer, was gut ist für die Herde. Manche Schafe denken trotzdem, sie wüssten es selbst besser und blöken. Das stört die Hirten. Manche nicken milde, manche lassen den Hund von der Leine. Das Blöken stört auch einige in der Herde. Dann beißt ein Schaf das andere und der Hund kann Pause machen.

Über allem und allen steht ein Mann in Weiß. Der wird nicht Höchster Hirte oder Oberstes Schaf genannt, sondern Heiliger Vater. Menschen von draußen bezeichnen ihn als Papst. Für die Schafe ist der Heilige Vater zugleich Stellvertreter Christi auf Erden. Christus hieß einmal Jesus, bevor er von den Toten auferstand. Jesus ist der Sohn Gottes und der Sohn einer Jungfrau namens Maria. Auch dabei hat der Heilige Geist geholfen. Diese Jungfrau war mit einem Zimmermann verheiratet. Josef, so sein Name, war – damals ungewöhnlich – bei der Geburt dabei und nahm Jesus wie ein eigenes Kind an. Als Jesus in einem Stall zur Welt kam, schauten Hirten und Schafe zu. Die Hirten trugen abgeschabte Kleider ohne Gold und Spitze.

Was Jesus beruflich machte, ist unbekannt. Er befasste sich viel mit Religion, diskutierte mit Schriftgelehrten und ging in den Tempel. Vielleicht arbeitete er als Zimmermann wie Josef. Als Hirte arbeitete er nicht, Vater wurde er nicht, Mützen trug er nicht. Aber alle Hirten mit spitzen Mützen und alle Heiligen Väter berufen sich auf ihn.

Schafe, Hirten, Väter, Söhne, Jesus, Jungfrau, Josef, Stall, Tempel, Auferstehung, Christus, Gott – selbst im Erklärbar-Tonfall des Kinderfernsehens bleibt viel Unerklärliches und Unvereinbares. Die

Bildausschnitte fügen sich nicht wie ein Puzzle ineinander. Hirten nennen das gern »das Unverfügbare«.

Man muss verrückt sein, um zu sagen: Diese Sonderwelt ist meine Welt.

Das Katholische ist komisch. Ich bin eine dieser komischen Figuren. Nicht Jungfrau, nicht Hirtin, nicht Heilige. Ich schreibe es ungern: Ich bin ein Schaf. Je nach Perspektive ein blökendes, bissiges, verlorenes, verirrt, blödes, treudoofes. Wie auch immer – ich gehöre zur Herde. Noch.

Diese Sonderwelt ist meine Welt – das sagen längst nicht mehr so viele wie vor 50 Jahren. Aber laut jüngster Mitgliederstatistik sind es in Deutschland noch immer 23 Millionen. Die Marke »katholische Kirche« kennen 100 Prozent der Deutschen, sie ist damit so bekannt wie Coca-Cola. »Das erfrischt richtig«, warb der Getränkehersteller in den 1960er-Jahren, dem Jahrzehnt des Zweiten Vatikanischen Konzils. Auch das sollte erfrischen.

Gut 50 Jahre später ist das Image von »katholisch« mit dem Wort »abgestanden« freundlich umschrieben.

Die Moral, das Frauenbild, die Solange-du-die-Füße-unter-meinen-Tisch-stellst-Autorität – alles randständige Überbleibsel einer verflossenen Zeit. So appetitlich wie ein Colaglas, aus dem die Brause verdunstet ist. Nur noch ein klebriger Rest am Rand lässt die einstige Füllmenge erahnen.

Die katholischen Markenzeichen galten nicht immer als sonderbar. Sie waren so mehrheitsfähig wie das Jägerschnitzel mit Pommes und Cola, das ich, Jahrgang 1968, als Kind sonntagsabends zwischen meinen Eltern im gutbürgerlichen Lokal unseres Dorfes verspeiste. Die Gaststätte liegt nur wenige Schritte von der Kirche entfernt. Um 19.30 Uhr, nach dem letzten von vier gut besuchten Gottesdiensten, füllten sich die Tische des Restaurants. Wenn die

Schwingtür zur Küche aufging, war über der Herdlandschaft ein Plakat der Agrarmarketinggesellschaft CMA zu sehen. »Fleisch ist ein Stück Lebenskraft«, behauptete es. Das glaubten die im Gastraum Versammelten aufs Wort. Genauso glaubten sie den Satz, den der Priester kurz zuvor in der Messe gesagt hatte: »Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird.« In unserem Dorf gab es keine Vegetarier und keine Atheisten, jedenfalls keine bekennenden.

Der Besuch am Tisch des Herrn war sonntags so selbstverständlich und gleichzeitig so besonders wie das Schnitzel mit Pilzsauce danach. Kommunion mit Champignons, Kummion mit Schampignons, sagte man im Rheinland. Die Schafsaugen glänzten, wenn einfache Menschen sonntags feine, fremde Wörter aussprechen durften.

Mittlerweile flößt die Dreifaltigkeit aus Moral, Männlichkeit und Machtanspruch auf dem Dorf kaum mehr Respekt ein. Das Lokal meiner Kindheit gibt es immer noch. Wir gehen ab und an dorthin, wenn meine Mutter etwas zu feiern hat. Schon lange bekommt die neubürgerliche Kundschaft dort auch Vegetarisches; die Küche ist regional und frisch. Das Jägerschnitzel steht wie übrig geblieben auf der Karte.

Die katholische Kirche tischt weiterhin Fleischliches auf, zäh gebraten, vorgekaut und vorverdaut, mit aufgewärmten Pilzen. Sex ist ihr Stück Lebenskraft, Keuschheit ihr Ideal. Dieser Widerspruch zeitigt bei gnädiger Betrachtung skurrile Folgen, bei ungnädiger gefährliche, giftige.

Eine Besichtigung der Sonderwelt könnte man als ethnologische Feldstudie verstehen, als teilnehmende Beobachtung eines seltenen Völkchens in einem abgelegenen Dorf. Ohne Sinn für Realisatire und Selbstironie lässt sich das Herdendasein nicht aushalten, erst recht nicht als weibliches Schaf. Herden-Hierarchen sagen

Sätze wie: »Jesus hat bewusst nur Männer ausgewählt«. Wer so blasiert daherredet, blamiert sich, jedenfalls in meinen Ohren. Die komisch-katholische Seite habe ich in meinem Buch »Der Weiberaufstand« beschrieben. Auch in diesem Essay kann ich vom Spott nicht lassen.

Bei aller Lebenskraft, die ich aus der ironischen Distanz beziehe, genügt diese Perspektive nicht. Sie wird weder den Beobachteten noch den Teilnehmenden gerecht. Denn es ist ernst: Damit meine ich nicht die Lage der katholischen Kirche. Ich meine die Lage katholischer Menschen. Die meisten grasen nicht wie eine Schafherde auf entlegenen Weiden. Sie haben sich nicht in eine Sonderwelt zurückgezogen. Sie leben und lieben so plural, so gut und schlecht bürgerlich, so irdisch und höllisch wie der Rest der Gesellschaft. Sie ignorieren nachsichtig bis offensiv, was das katholische Lehramt ihnen Ungenießbares zu Verehrung und Vermehrung aufischt. Die wenigsten gehen regelmäßig in die Messe, viele haben regelmäßig Sex ohne Ehe. Die Schafe stellen sich taub, wenn die Hirten Anweisungen geben. Sie folgen lieber ihrer inneren Stimme oder anderen, schwer zu fassenden Autoritäten.

Viele scheren aus. Rund 216 000 sind 2018 ausgetreten, fast ein Drittel mehr als im Vorjahr, der zweithöchste Wert seit Aufzeichnung der Mitgliederstatistik. In Scharen laufen die Schafe den Hirten nicht davon, es reicht noch immer für ein Herdengefühl. Nicht diejenigen, die weg sind, geben Rätsel auf. Mysteriöser ist, warum so viele bleiben, obwohl für viele von ihnen die Schmerzgrenze überschritten sein müsste.

Der Katholizismus ist berühmt für seine eingängige Bilderwelt, für das gläubige und ungläubige Staunen, das sie hervorruft. Die beiden wichtigsten Bilder – die Schafherde und die Familie – sind zwiespältig und doppelbödig. Die Idylle der Kuscheltruppe täuscht

ebenso wie das Lächeln auf Festtagsfotos. Familie und Herde sind komplizierte Gebilde, in denen Geborgenheit mit Gehorsam, Freiheit mit Abhängigkeit, Gleichberechtigung mit Unterordnung erkaufte werden. Familie und Herde können schön sein und schrecklich, heilsam und verletzend.

Ich bin ein Schaf, holt mich hier raus. Ich bin ein Schaf, holt mich zurück. Ich bin zerrissen katholisch. Ich bin viele – wie viele andere auch.

Katholiken sind Individuen und Herdenmenschen, Demokraten und Untertanen, treu und treudoof. Katholikinnen waren erst recht Untertaninnen. Die katholische Konditionierung hat vor allem Frauen zu Dauerdemut verdonnert. Deutsche Katholikinnen und Katholiken leben politisch in einer Demokratie, kirchlich in einer Monarchie. Die Gesellschaft hat mühsam gelernt, Nicht-Männern und Nicht-Heterosexuellen gleiche Rechte zu geben. Die römisch-katholische Gemeinschaft verlangt von ihren Angehörigen, solche Gedanken zu vergessen. Wer als Bürgerin im Schafspelz lebt und sowohl die Kirche als auch den Staat ernst nimmt, spürt die Spannung. Die treuesten Schafe halten seit vielen Jahrzehnten den Dehnungsschmerz aus, nicht klaglos, aber duldsam.

Dass sich die Kirche emanzipatorischen und demokratischen Entwicklungen anpasst, wird von einem Teil der Herde seit Jahrzehnten ersehnt, vom anderen gefürchtet. Es gibt keine Hinweise darauf, dass ein Systemwandel bevorsteht. Die Drohkulisse ist jedoch schon aufgebaut: Wenn die Staatsbürger im Schafspelz ihre Vorstellungen von Kirche durchsetzen, wenn sich tatsächlich etwas ändert, dann stiebt die Herde angeblich auseinander, dann verschwindet die *Una Sancta*.

Was trotz aller Verbrechen und Skandale Millionen zahlende Mitglieder in der katholischen Kirche hält, lässt sich mit rationalen

Mitteln nicht erfassen. Dabei ist die Herde gut erforscht. Manche pflegen eine Vernunftbeziehung zur Kirche. Sie lassen sich monatlich scheren und erwarten für ihre Kirchensteuer eine Gegenleistung: den Kindergartenplatz, den Arbeitsplatz bei der Caritas, das Gymnasium mit gutem Ruf, die schöne Hochzeitskulisse, die feierliche Beerdigung mit Jenseitsoption.

Weniger nutzwertorientiert sind die Phantom-Schafe. Sie bilden die größte Gruppe, aber man übersieht und überhört sie leicht. Sie erwarten weder regelmäßigen spirituellen noch sozialen Service, beteiligen sich nicht an Debatten über Hirten, Weiden und Wege. Sie lächeln milde, wenn sie auf Skandale angesprochen werden. Kondomverbot und Frauendiskriminierung lassen sie kalt. Das unsichtbare Schaf unterstellt sanftmütig, dass selbst die schlechteste Kirche noch für etwas gut sein könnte in dieser Gesellschaft. Kirche bedeutet: irgendwas mit Nächstenliebe, irgendwas für die Armen, Mühseligen und Beladenen. Ohne Kirche wären Menschen am Rande der Gesellschaft verloren, glaubt das Phantom-Schaf.

Das kirchliche Management ist reich an Beratern. Milieustudien verbuchen diesen wohlmeinenden Schaftypus unter »randständig« und schwach gebunden. Dabei fühlt sich das Phantom-Schaf nicht verloren, es will nicht zurückgeholt werden, denn es ist nicht weg. Es hält freundliche Distanz und weidet sich an dem, was aus der Ferne positiv erscheint. Ein pflegeleichteres Tier können die Hirten kaum finden.

Mehr Mühe machen die Treuesten der Herde: Diese Schafe engagieren sich in Gemeinden und Verbänden. Manche sind früher still mitgelaufen und schlagen jetzt Krach, weil sie entweder aufgewühlt sind vom Ausmaß sexualisierter Gewalt oder vom Ausmaß der Kritik an der Kirche.

Die treuen Schafe gibt es mit links- und rechtsgebürstetem Fell.

Beide Gruppen können nicht ohne-, aber auch nicht miteinander. Beide trauern um eine Kirche, die es nie oder nur kurz gab: die Rechtgläubigen um das Haus voll Glorie des 19. Jahrhunderts, die Liberalen um den Hüttenzauber der 1970er-Jahre.

Die rechten Schafe treiben die anderen vor sich her. Sie haben die Wahrheit im Kopf und wichtige Hirten im Rücken. Sie betonen ihre Wege und nennen das Tradition. Ganz gleich, welches Problem am Wegesrand auftaucht, stets lautet ihre Formel: Wenn sich alle an die Lehre gehalten hätten, wäre das nicht passiert. Sie achten besonders auf das Tribleben der anderen. Wer katholisch ist, bestimmen sie, ganz gleich, wer unter ihnen als Heiliger Vater dient. Wer ihnen nicht folgt, kann in ihren Augen kein Schaf sein, jedenfalls kein weißes. Sie träumen von der kleinen, reinen, folgsamen Herde. Wenn die Lauen und Grauen endlich gingen, so wäre das würdig und recht.

Die Linksgestrichelten tun seit Jahrzehnten so, als bereiteten sie einen Ausbruch vor und bleiben doch. Es könnte ja sein, dass der ersehnte Hirte mit Hüftschwung vorbeikommt, der Triebkontrolle für überholt und Frauen für Menschen hält. Feuchte Augen bekommt das linksdrehende Schaf, wenn es vom Essener Katholikentag 1968 erzählt, dem katholischen Woodstock. In einer Resolution wurde damals der Rücktritt des Papstes gefordert, sexuelle Revolution auf Katholisch hieß: Eheleuten sollten Pille und Kondom erlaubt sein. Mit Wehmut denken sie an die Würzburger Synode. Anfang der 70er-Jahre machten sich deutsche Bischöfe ein bisschen locker.

»Würzburger Was?«, fragen die wenigen Schafe unter 30, wenn Opa aus der Zeit erzählt, als der Katholizismus in Deutschland jung und wild war. Aus der Revolte wurde eine Reformkonferenz. Deren Ergebnisse verschwanden hinter den sieben Hügeln Roms.

Im Jahr 1995 unterschrieben in Deutschland mehr als 1,8 Mil-

lionen Menschen ein Kirchenvolksbegehren. Gleichberechtigung der Geschlechter, Freistellung des Zölibats, mehr Partizipation für Laien: Keine Forderung wurde Wirklichkeit, die Schafe schrieben geduldig weitere Reformkataloge. Die endeten wie Neckermann und Quelle.

Seit dem Frühjahr 2019 protestieren unter dem Namen Maria 2.0 Frauen und Männer. Als im Mai 2017 »Der Weiberaufstand« erschien, habe ich den Anfang vom Aufstand vermisst. Jetzt ist er unübersehbar.

Was bedeutet Kirche den Hochverbundenen? Eine Familie mit einem Vater in Rom und einem Vater im Himmel. Eine Herde von rund 1,2 Milliarden römisch-katholischen Schafen weltweit, auf die weltweit 414 000 Pastores – Priester – und 5200 Oberhirten – Bischöfe – aufpassen. Ein rechtliches Gebilde, dargelegt im Codex Iuris Canonici CIC, theologisch gedeutet in Millionen Schriften.

Fragt man die Mitglieder, antworten sie weder mit kirchenrechtlichen Bestimmungen noch mit ekklesiologischen Fachbegriffen. In einer Austrittsstudie des Bistums Essen steht, fast nebenbei, der verblüffende Satz: »Der Gottesglaube ist für die Mehrheit der Katholikinnen und Katholiken wichtig.« Die Mehrheit antwortet auf die Frage, was Kirche ist: irgendwas mit Gott und irgendwas mit Glauben.

Fragt man die Nicht-mehr-Katholischen nach den Gründen dafür, die Kirche zu verlassen, spielt Glaubensverlust eine untergeordnete Rolle. Der Austritt stehe am Ende eines langen Entfremdungsprozesses von der Institution, erklären verschiedene Studien einhellig. Die Kirche könne die Frage nicht mehr beantworten: Was bringt es mir, Mitglied zu sein?

Das Gegenteil von Entfremdung ist Vertrautheit. Katholizität ist für die Treuen nicht nur eine Lehre, nicht nur eine Herde, nicht nur

ein Glaube. Es ist ein Gefühlsgemisch: Gottvertrauen, Dankbarkeit, Sentimentalität, Nostalgie, Geborgenheit, Unwohlsein, Trotz, Wut. Was Max Weber 1922 über charismatische Herrschaft schrieb, stimmt auch fast 100 Jahre später: »Der Herrschaftsverband Gemeinde: ist eine emotionale Vergemeinschaftung.«

Der Hauptgrund für die Schafsgeduld der Zerrissen-Katholischen dürfte die Liebe zu einer Kirche sein, die so edel, hilfreich und gut nur in der Fantasie existiert. Die Liebe gilt einer Sehnsucht. Die Kirche sei »Heimat für die Seele«, sagt Lisa Kötter, eine der Initiatorinnen von Maria 2.0. Der Blogger Thomas Wystrach nennt diesen komplizierten Beziehungsstatus in einem Beitrag für das Online-Magazin »Die Eule« ein »masochistisch gepflegtes Leiden an der Kirche, ein fast pathologisch gewendetes sentire cum ecclesia«. Den Schmerz zeigte eine Ausgabe der Schweizer Fernsehensendung »Sternstunde« mit dem Titel »Kirchenaustritt: Befreiungsakt oder Verzweiflungstat?« besonders deutlich. Von »Liebeskummer« und »Trauerarbeit« sprachen Ausgetretene wie Nicht-Ausgetretene. Die katholische Trennlinie verläuft nicht zwischen drinnen und draußen, sie verläuft innerhalb der Herde: zwischen rechts und links, autoritär und plural, monolithisch und zerrissen.

Für das Gros der Schafe, für die smarten Vernunft- und die stillen Phantomschafe wäre das Wort »Liebe« als Kennzeichnung ihres Beziehungsstatus zu pathetisch, zu kitschig. Sie würden auch nicht so weit gehen, die Kirche als Heimat zu bezeichnen. Sie sehen in ihr, laut der Studie des Bistums Essens, eine »Heimat für andere«. Sie haben sich in einer Fernbeziehung arrangiert. Die innerlich Aufgewühlten fühlen sich dagegen wie Heimatvertriebene. »Hau ab«, schallt ihnen aus verschiedenen Etagen der Hierarchie entgegen.

Die Generaloberin der Oberzeller Franziskanerinnen, Katharina Ganz, stellte Papst Franziskus bei einer Audienz im Mai 2019 eine

kritische Frage zur Diakoninnenmöglichkeitskommission. Franziskus belehrte die promovierte Theologin über die Offenbarung und erklärte, wem das nicht passt, der könne ja gehen. Der Vatikan bemühte sich, die Frauenverachtung zum Scherz umzudeuten. Doch die Wandlungsworte wirken nicht. Franziskus hat nicht das gesagt, was heimatlos Heimatsehnstüchtige von einem Hirten hören wollen: Bitte bleib, damit nicht alles bleibt, wie es ist.

Dieses Buch liefert trotz des Titels keine Durchhalteparolen und kein Beruhigungsfutter. Es ist Anklage und Selbstanklage. Viel zu lange haben wir Schafe mit dem linksgebürsteten, dicken Fell uns abpeisen lassen und uns selbst abgespeist. Wir haben die Schuld dieser Kirche und die tatsächlich Leidtragenden aufgrund unseres eigenen Leidens an der Institution nicht sehen wollen.

Am Ende meiner Weiberaufstand-Lesungen, wenn das Publikum über das Gehörte diskutiert, steht fast immer jemand auf und sagt: »Die Botschaft Jesu ist so fantastisch, die dürfen wir uns doch nicht von den Bischöfen kaputt machen lassen. Der Glaube ist mehr als die Amtskirche.«

Das ist ermutigend gemeint, aber ein billiger Trost. Jesus ist nicht immer die Lösung. Ich kann meinen Glauben, genauer: das, was davon übrig ist, nicht von der Institution trennen. Weder meine Eltern noch ich hätten irgendetwas mit zu Gott zu tun bekommen, wenn er – oder sie – uns nicht durch diese Institution vermittelt worden wäre. Ich bin in die Kirche hineingewachsen, erst fraglos, dann fragend. Von der Pubertät an war meine Beziehungsstatus kritisch-loyal. Ich war nicht kritisch genug, der Kirche meiner Kindheit und Jugend so viel kriminelle Energie zuzutrauen. Strukturfragen sind keine Kleinigkeit, sie lassen sich vom Glauben nicht trennen. Vielleicht stimmt mit der Botschaft etwas nicht, wenn sie eine solche Institution hervorbringt.